

Lange Zeit erkenne ich den Weg nicht wieder, den mein Traum mich entlang wandern lässt. Die schwankenden Hausfassaden, namenlosen Kinder und streunenden Katzen der Stadt habe ich längst hinter mir gelassen. Nun plage ich mich auf einem mit Unkraut überwucherten Pfad. Aber es ist keine Frage: ich muss weiter. Etwas wartet auf mich. Völlig emotionslos registriere ich, dass mir jedes Ziel recht ist. Jegliche Angst hat mich verlassen. Als ich an der nächsten Biegung ein altes Fachwerkgebäude inmitten wildwachsender Sträucher neben einer großen Weide am Flussufer stehen sehe, kann ich schlagartig einordnen, wo ich mich befinde.

Es ist ein sehr alter Traum, den ich eine Zeit lang immer wieder, mehrere Nächte hintereinander geträumt habe. Ich war acht Jahre alt. Hier an der alten Wassermühle wurde damals die Leiche eines vierjährigen Mädchens gefunden. Tagelang wurde die kleine Sibilla vermisst, seitdem sie beim Spielen unterhalb der alten Friedhofsmauer in den Fluss gefallen war. Die ganze Stadt war in heller Aufregung; Polizei, Feuerwehr und hunderte Freiwilliger suchten unermüdlich. Tag und Nacht. Wenn ich heute noch das Geräusch von Hubschrauber-Rotorblättern höre, denke ich automatisch an diese dramatischen Tage zurück.

Nun also befinde ich mich nach den vielen Jahren wieder in dieser längst vergessen geglaubten Welt. Ich war damals so sehr verängstigt, dass ich niemals auch nur annähernd wagte, irgendjemandem etwas davon zu erzählen. In diesen Träumen des Sommers 2007 wurde ich allnächtlich den zugewucherten Weg hinunter zu der alten Wassermühle geführt. Dorthin, wo der Fluss eine scharfe Biegung macht. Am Wasserrad, viel weiter flussabwärts als man vermutete, lag die kleine Leiche.

Sibilla hatte das Rad zum Stillstand gebracht. In jedem dieser Träume steht ein kleines Mädchen am Ufer und blickt wie gebannt auf das dunkelrote Knäuel, das größtenteils unterhalb der Wasseroberfläche zwischen zwei Schaufeln steckt. Niemals wagte ich sie anzusprechen. Vielmehr versuchte ich stets, etwas weiter hinten außerhalb ihres Sichtfeldes zu bleiben. Obgleich – wie mir später klar wurde – sie nichts anderes als auf den Überrest ihres kurzen Lebens starren konnte.

Normalerweise kam niemand hierher. Nicht nur, weil die Wassermühle fernab des nächsten Gehöfts war. Seitdem der alte Müller sich vor vielen Jahren das Leben genommen hatte und das Gebäude seitdem leer stand, war dieser Ort mit der unsichtbaren Aura des Todes behaftet.

In jeder dieser sternklaren Nächten stand ich zwischen der alten Weide und der noch älteren Mühle am Flussufer. Die nur schwer zu erkennende Leiche und das offenbar fassungslose, kleine Mädchen fest im Blick. Ich war längst Teil dieses tragischen Unglücks, die Tote hatte sich längst meines acht Jahre jungen Lebens bemächtigt, ehe Jugendliche auf der Suche nach einem geeigneten Ort für ein Lagerfeuer den grauisigen Fund machten.

Kreidebleich wurde ich, als sich die Neuigkeit in Windeseile in der ganzen Region verbreitete. Noch viel schneller als in Radio und Fernsehen davon berichtet wurde. Die Bilder von dem Fundort, die ich dann in der Zeitung sehen musste, beraubten mich meiner Sprache – zumindest für ein paar Tage. Wie erschreckend exakt mir jedes Detail vertraut war. Auch wenn Mühle, Wasserrad und Fluss bei Tageslicht fotografiert worden waren. Warum nur wusste ich vorher von alledem? Wer hat das veranlasst? Und wie überhaupt? Ich stellte mit Entsetzen fest, dass ich anders war als die anderen Kinder.

Jede Nacht lag ich verängstigt in meinem roten Kinderbett, starrte zur Decke und versuchte, nicht zu schlafen. Um bloß von keinem Traum heimgesucht zu werden. Denn Träume – so vermutete ich – waren ein Weg, um die Welt der Lebenden mit der der Toten zu verbinden. Mutter und Pa machten die schlimme Erfahrung des Verlusts einer kleinen Mitbürgerin, die ich wie alle Kinder der Stadt in diesen Tagen durchleben musste, verantwortlich. Vielleicht – so beruhigten sie sich – war zusätzlich ein Virus Grund für meinen erbärmlichen Zustand.

Auch diesmal kommt es mir so vor, als ob mich jemand Unsichtbares dorthin führt. Ebenso wie damals. Auch jetzt registriere ich benommen die Brombeerzweige, die meine nackten Beine zerkratzen. Ich spüre das Blut, das meine Schienbeine herunterläuft. Plötzlich kommt mir ein Flyer in den Sinn, den ich vor einigen Monaten in den Händen hielt. Ein Flyer über unsere Stadt und ihre Umgebung, mit dem tapferen und sicherlich vergeblichen Ziel, Urlauber anzulocken. Auf einem Bild war die alte Wassermühle zu sehen. Das Fachwerk von gleißendem Sonnenschein hell erstrahlt. Die gelb blühenden Forsythien-Sträucher im Vordergrund und die große Weide hinten am Flussufer laden zum Verweilen ein. Niemand erahnt die grausige Aura, die diesen Ort umgibt. Die Verzweiflung, die erfolgreich den einsamen Müller in den Tod getrieben hatte. Die Boshaftigkeit des fröhlich dahinschießenden Wassers, die vor sieben Jahren einer bis dahin unbeschwertten Familie das einzige Kind nahm.

Ich bin angekommen. Bedrohlich und düster sieht das alte Gemäuer auf mich herab. Ich bin erschöpft und atemlos. Als ob ich gegen einen schweren Sturm ankämpfe oder einen steilen Berg erklimme. Mein Blick erfasst das Wasserrad.

Nichts blockiert es diesmal. Stattdessen wälzt und zerreißt es die Wassermassen mit unbändiger Kraft. Ich starre in die immerwährende, angsteinfloende Dynamik der Szenerie, die mich in ihren Bann zieht wie das Zentrum der Welt. Ich spüre es, als der Lärm des tobenden Wassers ins Unermessliche zu steigen scheint. Jemand steht neben mir. Nur wenige Schritte entfernt. Trotz eines kaum überwindbaren, bleiernen Widerstandes wende ich mich der Person zu. Gerade so, dass ich das Wesentliche aus den Augenwinkeln erkennen kann.

Es ist eine junge Frau, die ich vorher noch nie gesehen habe. Die Frau weint und schluchzt. In einer verzweifelten Geste streckt sie ihre Arme aus, gerade so, als wolle sie jemanden berühren oder umarmen, der für sie aber unerreichbar bleibt. Sie steht am Ufer. Durch den Tranenschleier erblickt sie die Ferne. Die von Äckern und Weiden zerteilten Hügel, die dunklen Wolken, die sich drohend im Osten auftürmen und langsam auf uns zukommen. Sie scheint mich nicht zu bemerken. Ich komme aus einer anderen Welt. Und sie aus der ihren. Jetzt drängt wieder das Geräusch der Wassermühle zu meinen Ohren. In gleichmäßigem Takt durchbricht es die Stille. Wie eine erbarmungslos tickende Uhr.